

90 Jahre Diakonissenhaus Bern

Autor(en): **M.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 32

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Diakonissenhaus Bern. Châlet Belvoir, Schänzlistrasse 25.

Oder unten in der Hofstube, die Tag und Nacht unser einziger Unterkunftsraum war? Nicht einmal nebenan in der Altkunfernwohnung mußt du dich herumdrücken!“

„Aber jetzt, da uns das ganze obere Stockwerk gehört, verlangst du von mir Stillstand!“

„Wenn man das Haus, nicht das Senatorhaus meine ich, sondern das Haus seines Lebens, das einem vom Schicksal zugewiesen wurde, ausgefüllt hat, dann ist es doch wohl an der Zeit, Gust, sich wenigstens zu fragen, ob man es nun genug sein lassen und mit dem ‚Zufrieden!‘ anfangen soll.“

„Hundertmal hab' ich mich danach gefragt.“

„Und die Antwort?“

„Reicht nicht!“

„Du willst —“

„Aufstoden! Das Senatorhaus, das an allen Ecken und Enden zu eng ist. Die Werkstatt muß in den zweiten Stock. Fragt sich nur, ob der Krempel die Kosten wert ist, oder ob's besser ist, die ganze Flickschusterei aufzugeben? Aber daß es ein unwürdiger Zustand für mich ist, mit meinem Schreiber in einem Raum zu sitzen, eine Arbeitsstätte zu besitzen, an deren Tür ein Schild läßt: Privatkontor. Das fragt sich nicht. Also aufstoden. Das Senatorhaus von ehemals. Und unser Lebenshaus. Denn auch dies ist zu eng geworden. Auch dies läßt sich aufstoden. Wenn die Grundmauern stark genug dazu gelegt wurden. Und das sind sie. Bestimmt bei mir. Und hoffentlich auch bei dir!“

„Salt ein, Gust!“

„Da haben wir's also endlich, das Wort, das ich schon hundertmal von dir hörte, obgleich du es bisher noch nicht ausgesprochen hast, das Frauenwort: Bis hierher und nicht weiter!“

„Nein, Gust, ich will nicht, daß du an dem gegen-

wärtigen Fleck stehen bleibst. Wohl aber wünsche — nicht: verlange! — wünsche ich, daß du nach und nach langsamer, daß du vorsichtiger, daß du zufriedener, daß du dankbarer als bisher, auf dem eingeschlagenen Wege weitergehst.“

„Zufrieden? Bin ich. Aber dankbar? Wem? Alles was mein ist, habe ich durch eigne Kraft erlangt. Alles, was ich besitze, habe ich gegen den Willen der Stadt aus dem Nichts erschaffen. Vorsichtiger? Nicht einen einzigen neuen Weg habe ich ohne reifliche Ueberlegung betreten. Wie das Ergebnis beweist. Oder habe ich Fehlritte gemacht? Bin ich gestrauchelt? Habe ich jemals zurückgehen müssen, weil ich einen falschen Weg wählte?“

„Nein, Gust.“

„Warum in aller Welt also soll ich langsamer gehen?“

„Weil jeder Mensch in einem Leben eigentlich nur einen Lebensschritt aufwärts machen darf. Du aber hast schon drei, vier über deinen Pantoffelmachervater hinausgetan.“

„Wer hat mir die Zahl der Schritte über meine Herkunft hinaus zu erlauben? Wer besitzt das Recht, zu bestimmen: ‚Bis hierher, Gust, und nicht weiter!‘? Wer? Meine eingeborene Kraft.“

„Auch deine Kraft.“

„Auch ...?“

„Ja, Gust, nicht nur deine Kraft.“

„Wer außer ihr? Was sonst?“

Rikelfchen schwieg.

Nicht weil Gust sie überzeugt hatte. Nicht weil sie sich ihm gegenüber im Unrecht wußte. Sondern weil die Sprache sie im Stich ließ.

(Fortsetzung folgt.)

90 Jahre Diakonissenhaus Bern.

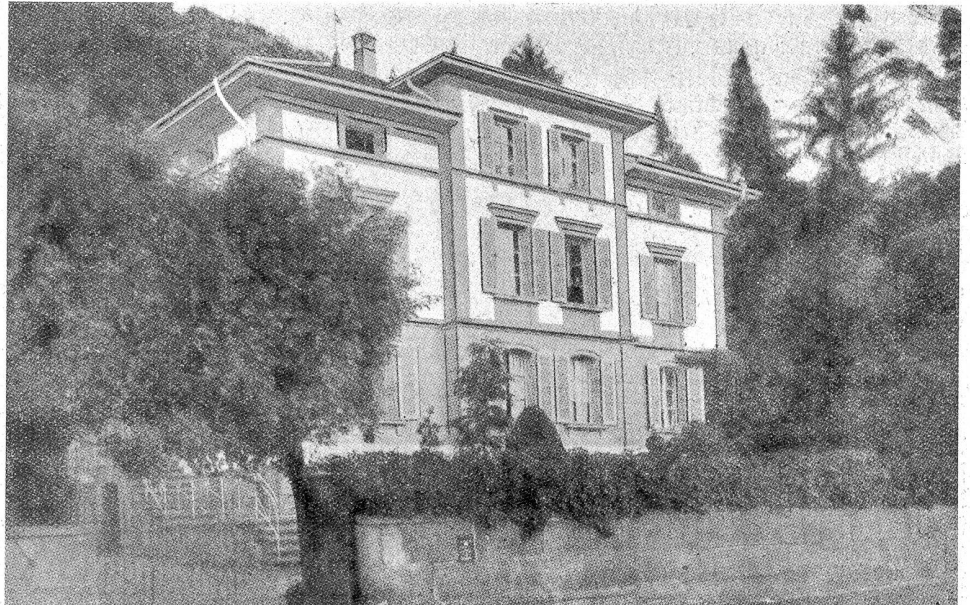
Den Lesern der „Berner Woche“ ist das Berner Diakonissenhaus nichts Unbekanntes. Frühere Jahrgänge berichteten in Wort und Bild über dessen Entstehung, Entwicklung und segensreiches Wirken. Seit unserem letzten Bericht hat sich allerdings sein Wirkungskreis noch erweitert, ist die Zahl der gegründeten oder übernommenen Häuser noch größer geworden, hat aber glücklicherweise auch die Schar der Schwestern bedeutend zugenommen. Es sind ihrer nun mehr als 1000.

Heute ist es uns ein freudiges Bedürfnis, von der Jubelfeier zu erzählen, die das Berner Diakonissen-

haus am 27. Juli anlässlich seines 90jährigen Bestehens auf dem Blumenberg beging. Der Blumenberg auf der Schänzlihöhe ist ein Festplatz von feltener Eigenschaft. Die geschmackvoll angelegten, peinlich sorgfältig gepflegten Gärten prangen den ganzen Sommer durch in reichstem Blumenschmuck, und die durch den Besuch der Weltkirchenkonferenz rühmlich bekannten Blumenbergterrassen bieten an klaren Tagen einen herrlichen Ausblick auf die Alpen.

Ein solch klarer Tag war der 27. Juli, an welchem sich die offiziell Geladenen einfanden: Vertreter kirchlicher und weltlicher Behörden, theologischer Fakultäten, Delegierte verwandter Korporationen, zahlreiche Geistliche u. a. m. (Besondere Feiern für Schwestern, Freunde und Angestellte wurden an andern Tagen abgehalten.)

Der erste Teil der Feier fand in der prächtig geschmückten Kapelle statt. Er bot neben gediegenen Chören und Instrumentalvorträgen musikbegabter Schwestern manche trefflichen Reden und Ansprachen. Als erster sprach der Direktionspräsident, Herr Pfarrer Dürrenmatt. Er begrüßte die Anwesenden und gab hierauf einen Ueberblick über das Diakonissenwerk Bern, von seinen kleinen Anfängen weg bis zu der gewaltigen Ausdehnung in der Gegenwart. Er ließ das Bild der charaktervollen Gründer neu aufleben und setzte manchen Zuhörer durch Nennen all der verschiedenartigen Gebiete, auf welchen Berner Diakonissen arbeiten, in helles Erstaunen. Herr Rektor Frey, der unermüdlige, erfolgreiche Förderer der Diakonissensache, betonte, daß das Berner Diakonissenhaus dem Staat große Lasten abnehme und in Institutionen arbeite, die von Gemeinden, Staat und Privaten subventioniert seien, wobei es aber selber die Versorgung der Schwestern trage. Herr Dr. Rudolf von Tavel, als Vertreter des Synodrates und der Aedea-Kirchgemeinde, nannte das Fest „das Fest der 1000 Schwestern“. Er erinnert sich noch an die erste von Fräulein Sophie von Wurstemberger, der Gründerin, ausgebildete Diakonisse, an Schwester Margrit Scheidegger. Herr Gemeinderat Steiger stellte



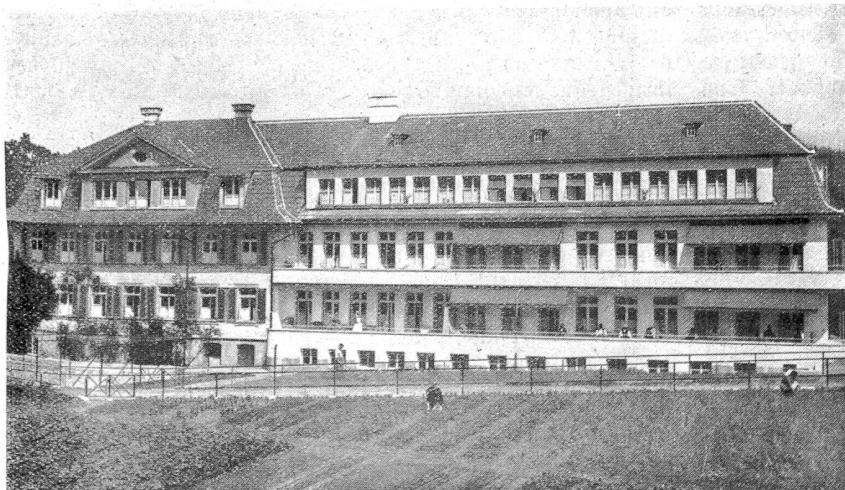
„Buchegg“ in Muri bei Bern (Johanna von Sinner-Stiftung)

fest, daß die Behörden sich der großen Verdienste des Diakonissenhauses um die öffentliche Wohlfahrt voll bewußt seien und heute weniger denn je auf die Werke der privaten Caritas verzichten könnten.

Grüße überbrachten Herr Pfarrer Bender als Vertreter des Kaiserwerther Verbandes; Herr Pfarrer Rahn vom Krankenhaus Neumünster und als Vertreter der übrigen Diakonissenhäuser der deutschen Schweiz; Herr Edmond Boissier vom Mutterhaus St. Loup; Herr Professor Michaelis von der theologischen Fakultät Bern („die hundertjährige Fakultät grüßt das neunzigjährige Diakonissenhaus“), und Herr Pfarrer Mojon, der den ersten Teil der Feier beschloß.

Beim Imbiß im erweiterten Speisesaalbau des Mutterhauses verriet noch manches von Pfarrern, Ärzten oder andern Freunden gesprochene Wort die große Bedeutung des Diakonissenwerkes, die aufrichtige Verehrung, die landauf und ab den Schwestern und der Leitung gezollt wird und den Dank, der in ungezählten Herzen für diejenigen glüht, die ihr Leben in selbstlosem Dienste am Nächsten hingeben. „Durch die Nebel- und Staubwolke unserer Zeit, mitten im betäubenden Lärm unserer Tage durchwandert die unscheinbare, stille Armee der Frauen in der nüchternen Schwestertracht, ohne bezaubernde Romantik, aber stark in der Wahrheit, rein in der Liebe, die erschütterte Welt und stärkt den Glauben derer, die das Heil von Jesus erwarten. Die Diakonissen sind die Wagemutigen, die alles auf eine Karte gesetzt, die Brücke hinter sich abgebrochen und ihr Leben als Einsatz geopfert haben.“

„Gott hat dem Hause allzeit wohl ausgerüstete Leiter geschenkt und durch sie das Werk gesegnet. Er hat vieler Freunde Hand aufgetan für das Werk; aber am herrlichsten hat er sich offenbart im Werden der Schwesternschaft. Wurzeln und Fruchtzweige des gewaltigen Baumes, in dessen Schatten so viele Zuflucht gefunden, aus dessen grünem Dome das Lob Gottes Tag und Nacht erschallt, sind die Schwestern. In der richtigen Erkenntnis seiner Bedeutung haben sie sich an das Werk hingegen. Mit Bienenfleiß bauen sie



Spital Riggisberg.

selber daran, und Gott hat ihre Arbeit und ihr Beten über alles Begreifen hinaus mit Erfolg gekrönt.“

Solche schönen Worte schenkt Rudolf von Tavel den Schwestern in der prächtigen Gedenk- und Festschrift, die er dem Berner Diakonissenhaus auf die Feier seines 90jährigen Bestehens widmete.

M. B.

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

6

Grenzerlebnisse.

Nehmen wir die Karte zur Hand, so sehen wir, wie die Ajoie in einem unförmigen Rechteck aus der Linie unserer Nordgrenze ins französische Gebiet vordringt. Nahe der äußersten rechten Ecke dieses Vorsprungs verlief die frühere deutsch-französische Gemarkung zwischen Pfetterhausen (1 Kilometer von der Schweizergrenze) und Réchey (500 Meter) in nördlicher Richtung gegen das Elsaß. Der Dreiländerstein im Walde von Beurnevésin war uns eine bekannte Ecke. Der Larginzipsel wiederum, durchschnitten von der internationalen Straße Pfetterhausen-Ottendorf, dringt wie ein schmaler Darm, etwa in der Breite vom Viktoriaplatz bis zum Zeitglocken, 2 Kilometer weit in das ehemalige Kriegsgebiet vor. Wie oft ist es im Laufe der Jahre vorgekommen, daß unsere Patrouillen gleichzeitig mit Deutschen und Franzosen sich unterhielten, wobei die beiden Gegner sich gegenseitig ruhig betrachteten konnten. Sie hatten nicht zu befürchten, niedergeschossen zu werden, da zwischen ihnen unser schmale neutrale Larginzipsel lag. Die Front, die von unserer Grenze über die Vogesen, Champagne, Somme und Flandern als ununterbrochene Linie bis zur Nordsee dehnte, lehnte sich genau an die nördliche Ecke dieses Zipfels an. Unsere dortige Schildwache Nr. 2, die bekannteste und interessanteste im ganzen Schweizerland, sah mit dem linken Auge in die französischen, mit dem rechten in deutsche Schützengräben! Als Dedung im Falle einer Beschießung diente ein Blockhaus. Ganz in der Nähe stand eine durch Bombardement vom 13. Oktober 1914 zerstörte Barade, weiter unten ragten die Ruinen der von den Franzosen in Brand gesteckten Larmühle, auch Sparhof geheißten, in das „Niemandland“. Auf diesem Bauerngut soll sich ein Liebesdrama abgespielt haben, das zu vernehmen uns Soldaten von ganz besonderem Interesse war. Es soll ein schweizerischer Wehrpflichtiger auf dem Hofe gearbeitet haben. Wenn auch nur ein paar Schritte von seiner Heimat weg, befand er sich halt doch im Ausland. Statt dem allgemeinen Mobilisierungsbefehl in den ersten Augusttagen Folge zu leisten, entschloß er sich zum Verbleiben, um, weil er auf die hübsche Bauerntochter ein Auge geworfen hatte, seine Liebste vor Grenzverletzung zu schützen. Ein guter „Freund“ verriet ihn nun beim Kommandanten einer Kompagnie des Bataillons 30 (das ja mit unserm 28 immer auf gutem Fuße stand). Man wußte es einzurichten, den Mann über die Grenze zu loden und dingfest zu machen. Die Liebe zu seinem Mädchen kam ihm teuer zu stehen. Wie so oft im Leben, hat hier unserm jungen Landsmann die tüdtsche Eifersucht eines Nebenbuhlers das Mädchen und eine Zeitlang auch die Freiheit geraubt.

Rechts anschließend an besagtes Bataillon 30, in dessen Bereich dieser Vorfall passierte, hatte das Stadtbataillon den Abschnitt von den Seen südlich Bonfol über Bendlincourt bis zum einspringenden Knie südlich der Straße Bendlincourt-Luffendorf zu übernehmen. In diese Aufgabe teilten sich ablösungsweise zwei Kompagnien, während die beiden andern mit Teilen des schon erwähnten Bataillons 30 in Bendlincourt in Marmquartieren untergebracht wurden.

Im Gegensatz zum eben verlassenen Bleujouse begegnete man hier wieder unfreundlichen Gesichtern, es wurde sogar an einzelnen Orten der Räumung der Scheunen Widerstand geleistet, sodaß mit sanfter Gewalt nachgeholfen werden mußte.

Mich traf es mit einem Halbzug als selbständigen Posten an einen Waldweg bei Punkt 440 zwischen Bonfol und Bendlincourt. Jetzt wußte man, wozu wir in der Uniform steckten. Erinnerungen aus den Knabenjahren, aus den Karl May und Lederstrumpf Büchern wurden lebendig, wie wir nachts im dunklen Wald am Lagerfeuer saßen. Unmittelbar vor uns, genau beim Grenzverlauf, war der Pfad versperrt und zu einer kleinen Stellung hergerichtet worden. Als die romantischste aller Unterkünfte diente eine niedere Hütte aus Ästen und Tannenreisig. Auf dem Dreigestell über dem Lagerfeuer brodelte das Wasser, aus dem wir Tee zu machen suchten. Freundlicherweise hatten unsere Vorgänger den Teebeutel dagelassen. Er war aber schon so oft ausgekocht, daß das Getränk nur einen Schein von Farbe bekam, trotz stundenlangem Kochen. Nichtsdestoweniger schmeckte uns dieses ausgezeichnet, wir verwandelten die Flüssigkeit eben in Grogg! Geschlafen haben die meisten nicht viel; wegen den Sumpfmüden, sogenannte „Schnaken“, war auch der Nichtraucher über das Verbrennen eines Stumpens froh. Von Mülhausen oder Belfort her hallte Geschützdonner, im Unterholz raschelte es, Käuze ließen ihr unheimliches Lied ertönen, kurz und gut, es war eine interessante, mit Spannungen geladene und vor allem „arbeitsreiche“ Nacht. Alle Augenblicke sah die Doppelschildwache im Dunkel der Tannen etwas „Verdächtiges“ oder meinte heranschleichende Tritte zu hören, spannte den Hahn und rief ihr martialisches „Wache heraus!“. In weniger als einer Minute war die Stellung besetzt, die erwartungsvolle Phantasie gaukelte den Sinnen versteckte Gefahren vor und meine Leute erwarteten das Kommando „Feuer!“. Aber schließlich hieß es Nerven bewahren und es nicht zu einer unbedachten Grenzverletzung kommen lassen. Als Postenchef kam ich während der Nacht nie aus der Aufregung heraus und besonders die allzu Aengstlichen witterten hinter jedem Geräusch, dem Rauschen der Baumwipfel und dem Bewegen der Tannenäste irgend einen bösen, heimtückischen „Feind“. Bei den Nachbarposten war es nicht anders, und manch' unschuldige Tanne bekam aus dem Ordonnanzgewehr eins aufgefressert. So wurde wenigstens niemand die Zeit zu lang, die ununterbrochenen Rufe „Halt, wer da!“ und „Wache heraus!“ hielt uns die ganze Nacht munter. Möglich war es natürlich schon, daß vereinzelt deutsche oder französische Nachtpatrouillen den bequemen Larginzipsel als Abkürzung benützt haben. Bei dem sehr dichten Wald und den verhältnismäßig dünnen Postierungen auf unserer Seite ließ sich die Sache schon „drehen“. Später ist solchen Gelüsten durch Erstellen eines hohen Drahtzaunes der Riegel geschoben worden. Die Deutschen hatten den ihrigen für etwaige Deserteure in die allzu nahe Schweiz sogar unter Starkstrom gesetzt.

Ich war froh, als die Dämmerung anbrach und die Vögel zu pfeifen anfangen. Der zweite Sonntag im Felde zog herauf und verhieß wieder einen Tag voll Sonnenschein und Wärme. Vom Fourier erbat man frischen Tee, machten so gut es ging Toilette, stellten das „Kantonnement“ in Ordnung und lauschten den fernem, aus drei Ländern zusammenklingenden Glocken, die feierlich zum Gebet an den Lenker aller Schicksale mahnten. Auf unserm einsamen Posten war es still geworden, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Für die hinten liegenden Truppen hielt unser Feldprediger Hauptmann Pfister, Pfarrer an der Berner Pauluskirche, den ersten Feldgottesdienst ab. Niemand, weder Offizier noch Soldat, hat dabei gefehlt, und wie mir Teilnehmer später sagten, habe es vielen feucht in den Augen geschimmert. Merkwürdig, daß der Mensch